

Jostein Gaarder, "Die Frau mit dem roten Tuch"

Carl Hanser Verlag München, 2010

Vor vielen Jahren outete sich Gaarder mit "Sophies Welt" und brachte unzähligen Lesenden die für gewöhnlich eher entrückte Welt der Philosophie näher. Von den Büchern, die er seither veröffentlichte, habe ich keines gelesen. Nach dieser Lektüre finde ich, dass Gaarder zwar ein Verfasser von ansprechenden weltanschaulichen und philosophischen Bücher sein mag, aber nicht wirklich ein Romanschriftsteller.

Das Buch, es nennt sich Roman, enthält tatsächlich einen Plot, den nicht sonderlich originellen Einfall, zwei ehemals Liebende, die sich getrennt haben, nach dreissig Jahren ungeplant einander begegnen zu lassen. Die Begegnung geschah zu Beginn der Erzählzeit; in langen Emails erfahren wir danach sowohl die Geschichte des früheren Scheiterns als auch das tragische Ende der erneuerten Fernbeziehung. Soweit das Romanhafte. Dass ein Roman in Mailform durchaus funktionieren kann, hat Daniel Glattauer mit "Gut gegen Nordwind" brillant bewiesen. Gaarder misslingt es. Nicht wegen der Email-Form, sondern weil er aus einer Romanvorlage eine Univorlesung über die naturwissenschaftliche versus die spirituelle Weltanschauung macht.

Als Lehrveranstaltung nämlich lesen sich die endlosen Passagen, in denen der Mann (Steinn) und die Frau (Solrun) einander zum wiederholten Male ihre gegensätzlichen Ansichten zu einem Schlüsselereignis während ihrer Jugendbeziehung darlegen. Besonders der Mann, er natürlich der Naturwissenschaftler, holt weit hinten beim Urknall aus, tastet sich ausführlich durch Ursuppe, Entstehung des Universums und der Einzeller über die Saurier bis zu Lucy und Homo sapiens sapiens vor, um zu beweisen, dass auch unerklärlichen Erscheinungen eine rationale Erklärung zugrunde liegen kann. Die Frau steht ihm bei ihrer Beweisführung kaum nach. Sie holt nebst Religionsgeschichte und ihrem Glaubensbekenntnis gar die Quantenphysik herbei, um den Mann davon zu überzeugen, dass die Grenzen zwischen Leben und Tod durchlässig sind und die Menschen als Seelen oder Geister weiterleben.

An sich sind diese Exkurse sprachlich sorgfältig und anschaulich geschrieben. Aber alles wiederholt sich und man fragt sich allmählich, was das Ganze in einem Roman soll. Noch mühsamer wird es rund um den weltanschaulichen Knackpunkt, die ganz und gar seltsame Erscheinung einer Frau mitten im norwegischen Hochland. Wieso Gaarder das Drum und Dran rund um diesen spiritistischen Auftritt so windungsreich und kompliziert beschreibt, wurde mir nicht klar. Einfacher hätte auch genügt, denn die Idee an sich ist wirkungsvoll: Es leuchtet ein, dass solch fundamental unterschiedliche Interpretationen des Gleichen die beiden Liebenden unwiderruflich trennen mussten.

Zwiespältig also der Eindruck, den dieser Roman, der keiner ist, hinterlässt. Und das bis zum Schluss. Zweifelt die Frau in letzter Lebenssekunde an ihrem bisher so festen Glauben, oder zweifelt sie nicht? War ihr Blick dabei klar und leuchtend, oder, wie derselbe Beobachter eine Seite später schreibt, voller untröstlicher Trauer und verzweifelt? Alles nur ein Verwirrtrick von Gaarder, um angesichts des Nichtwissens um die letzten Dinge alles in der Schwebe zu lassen? Dann wäre ihm der Schluss eigentlich recht gut gelungen.